

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 27 (1947-1948)
Heft: 1

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

tur, Wirtschaft²⁾. Prof. Gantner hat die Abhandlung im Kapitel *Kunsthistorische Parerga* des erst vor kurzem erschienenen Buches *Heinrich Wölfflin: Kleine Schriften* aufgenommen und damit eine entsprechende Verbreitung in allen kunstgeschichtlich interessierten Kreisen der ganzen Welt sichergestellt³⁾. Richtet sich heute die Beschreibung nicht als dauernder Vorwurf an uns? «Ein Musterbau ist der Sihlgarten». Und Wölfflin betont, zürcherisches Wesen scharf erfassend, der im Hause zum Ausdruck kommende nüchtern-klare Geist sei dem Genius loci näher verwandt als die spielende Sprache des Rokoko.

Das Wort «unzeitgemäß» — der Ausdruck fiel in dem an der Neugestaltung interessierten Kreis — ist völlig abwegig. Wenn in Neuyork die «unzeitgemäße» Trinity Church erhalten bleibt, geschieht dies nur ihrer geschichtlichen Bedeutung wegen. Der Sihlgarten aber stand auch in städtebaulicher Hinsicht auf festen, zeitgemäßen Füßen.

Bei der ganzen Frage handelt es sich im übrigen nicht nur um die Preisgabe eines einzelnen Hauses, sondern um die drohenden weiteren Folgen. In Verbindung mit der unmittelbaren Umgebung bildete der Sihlgarten eine wahre Oase in einer Steinwüste. Werden die verbleibenden Teile der Oase dem Zerstörungsturm trotzen können? *Das Ansehen Zürichs erfordert es.*

Die Idee einer «City» scheint viele Geister zu benebeln. Eine moderne City kann überall gebaut werden, wo die geographischen und Geldverhältnisse dies erlauben, ein repräsentativer Talacker aber nicht. Dabei scheinen die allzu Modernen zu vergessen, daß z. B. London eine *alte* City mit schönen alten Gebäuden aufweist, die allerdings durch die Zerstörungswut des Krieges großen Schaden erlitten hat. Aber Zürich?

Kristallklar wirken die wohlabgewogenen Worte des großen Meisters Wölfflin: «Kristallhart und kristallklar steht das Haus als scharfbegrenzter Kubus da». Im Juli 1945 wurde der tote Wölfflin aus dem Sihlgarten fortgetragen. Menschen *müssen* sterben, Häuser nicht. *Warum mußte der Sihlgarten sterben?*

Fritz Rieter.

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

Neutralität — Eckpfeiler unseres Staates

Unsere Diplomatie unternimmt seit einigen Jahren mit bemerkenswerter Beharrlichkeit den Versuch, die ausländischen Kritiker des Neutralitätsprinzipes davon zu überzeugen, daß die selbstgewählte Distanzierung der Schweiz von allen machtpolitischen Konflikten nicht nur mit dem Grundgedanken internationaler Solidarität übereinstimmt, sondern darüber hinaus einen positiven Beitrag zu einer europäischen Friedensordnung bedeutet. Ob dieser diplomatische *Kreuzzug für das Neutralitätsrecht* letzten Endes Erfolg zeitigt, bleibt abzuwarten. Inzwischen aber ist es wertvoll, wenn auch das schweizerische Inland immer wieder aus den Quellen unserer historischen und politischen Erfahrung die lebendige Erkenntnis schöpft, daß die *dauernde Neutralität der Schweiz im Frieden ebenso wichtig bleibt wie im Kriege*, ja, daß sie den eigentlichen *Eckpfeiler* unseres Eigenlebens und unserer Unabhängigkeit darstellt.

Aus der neuesten Literatur seien hier drei Schriften herausgegriffen, welche diesen aktuellen Gedankengängen überzeugenden Ausdruck verleihen. Der bekannte

²⁾ Fretz, Zürich 1933.

³⁾ Schwabe, Basel 1946.

Basler Historiker *Edgar Bonjour* hat in seiner Rektoratsrede vom 23. November 1946 dem *Zusammenhang von europäischem Gleichgewicht und schweizerischer Neutralität* nachgespürt¹⁾. Er tut es auf Grund der souveränen Stoffbeherrschung, die diesem Forscher eigen ist, und seine Schlußfolgerungen verdienen weiteste Beachtung. Bonjour erläutert anhand eines reichen Materials, daß die schweizerische Neutralität stets den europäischen Frieden gefördert hat. «Nicht bloß dadurch trug die neutrale Eidgenossenschaft zur Erhaltung des allgemeinen Friedens bei, daß sie konsequent allen Kriegshandlungen fernblieb, sondern auch durch ihre nimmermüden Aufforderungen zum Frieden». Indessen ergab sich für die nationalen Interessen der Schweiz seit dem Wiener Kongreß von 1815 eine Problematik *sui generis*, indem zwar die Diplomatie der Heiligen Allianz dem Dogma des europäischen Gleichgewichtes huldigte, nicht aber im Sinne der Bildung von annähernd gleichstarken Gruppen, sondern im Sinne einer koordinierten Blockpolitik, welche der Schweiz die Rolle eines Pufferstaates zwischen den Großmächten zuwies. Bonjour kommt deshalb zum Ergebnis, daß die schweizerische Neutralität nur in der Atmosphäre eines echten machtpolitischen Gleichgewichtes der führenden Staaten gedeihen könne, eine Erkenntnis, die schon anlässlich des Neuenburger Streitfalles in einer bundesrätlichen Denkschrift hervorgehoben wurde. Edgar Bonjour tritt dafür ein, daß diese Erfahrung der Vergangenheit von den Lenkern der schweizerischen Geschicke gerade angesichts der sich heute abzeichnenden interkontinentalen Gleichgewichtspolitik im Auge behalten werden müsse.

Auch *Luc de Meuron* läßt sich in seinem Buche *«Notre Neutralité»* von dem Gedanken leiten, daß der Hauptzweck der schweizerischen Neutralitätspolitik in der Aufrechterhaltung und Sicherung der staatlichen Selbständigkeit liegt²⁾. In einem ausgezeichneten Kapitel über Neutralität und Neutralisierung erinnert de Meuron daran, daß unsere Neutralität selbstgewählt und uns nicht etwa vom Ausland auferlegt ist, wie dies seinerzeit bei der Neutralisierung Belgiens der Fall war. Wichtig ist dieser Unterschied deshalb, weil der neutralisierte Staat außenpolitisch nur so weit handlungsfähig ist, als die Garantiestaaten dies zulassen, wogegen ein dauernd neutraler Staat wie die Schweiz sein eigener Garant ist und seine außenpolitische Staatsmaxime aus eigener Kraft verteidigt. Andererseits liegt in der Anerkennung — nicht Garantierung! — unserer Neutralität durch die Wiener Deklaration von 1815 und die Londoner Erklärung des Völkerbundsrates von 1920 eine völkerrechtliche Bindung der Signatarstaaten, welche, wie de Meuron hervorhebt, bis zum heutigen Tage ihren juristischen Gehalt bewahrt hat. So lange nämlich derartige Erklärungen nicht formell widerrufen worden sind, bleiben sie weiterhin verbindlich. Der Verfasser gelangt deshalb zu dem sicherlich zulässigen Schluß, daß der einfachste Weg zu einer Zusammenarbeit von Schweiz und UNO in der Übernahme und Bestätigung der Neutralitätsanerkennungen von 1815 und 1920 durch die jetzige Weltsicherheitsorganisation der Vereinigten Nationen bestünde.

Mit diesen zeitgemäßen Überlegungen stimmt auch ein Erstlingswerk von *Hans Gustav Keller* über den Staatsgedanken und die *Sendung der Schweiz* überein. Es handelt sich um zwölf Betrachtungen zur Entwicklung der geistigen Kräfte, die den schweizerischen Staat der Gegenwart erhalten und beleben. Das Keller'sche Buch ist vor allem eine Zusammenstellung von Kernsätzen und Zitaten in Form eines zusammenhängenden Ganzen und kann in dieser Hinsicht als eine nützliche Ergänzung unserer staatspolitischen Literatur gewertet werden³⁾.

Paul Weber.

Preußen vor dem Richterstuhl der Geschichte

Die politische Absicht dieser Schrift, die scharfe Ablehnung der verbrecherischen Machtpolitik des Dritten Reiches, in allen Ehren; der hier gegebene Rückblick auf die preußische Geschichte hat aber mit historischer Erkenntnis nichts zu tun.

¹⁾ Edgar Bonjour: *Europäisches Gleichgewicht und schweizerische Neutralität*. Heft 20 der Basler Universitätsreden. Helbing & Lichtenbahn, Basel 1946.

²⁾ Luc de Meuron: *Notre Neutralité*. Centre d'études politiques, Neuchâtel 1946.

³⁾ Hans Gustav Keller: *Vom Staatsgedanken und von der Sendung der Schweiz*. Adolf Schaer, Thun 1947.

Zwar wird immer wieder gezeigt, wie sich Hitler und seine Kreaturen auf die preußische Tradition beriefen, was für den Verfasser ein Beweis ist, daß die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts aus der Entwicklung Preußens seit Friedrich dem Großen und dem Werke Bismarcks zu erklären sei. Kosch sieht also selber die preußische Geschichte durch die Brille der Nationalsozialisten¹⁾.

Vor dem Richterstuhl der Geschichte wird die Verantwortlichkeit festgestellt. Dies ist die schwierigste Aufgabe gewissenhafter Historie. Sind Könige, Staatsmänner, Feldherren für das verantwortlich, was erst nach ihnen durch andere aus ihrem Werk gemacht wird? Kann man dann von den Folgen bestimmter Vorgänge sprechen? Ist der Fabrikant eines starken Automobils mitschuldig, wenn ein unüberlegter junger Fahrer sich selber und seine Begleiterin zu Tode rennt? Geschichte muß zuerst aus den Voraussetzungen heraus, aus den Aufgaben, die sich einer Zeit stellen, aus den Möglichkeiten, die überhaupt vorhanden sind, verstanden werden; dann erst darf nach den Folgen gefragt werden, wobei besonders sorgfältig zu prüfen ist, was die nachher kommenden aus dem Erbe wirklich gemacht haben.

Der Verfasser wendet den höchsten Maßstab an: Wahrheit, Freiheit, Recht, moralische Rechtsidee gegen Macht, Menschlichkeit. Kann vor diesem Maßstab irgend eine politische Geschichte bestehen? Kosch weiß sehr wohl, daß auch der Staat der Habsburger ihm nicht entsprach, vertritt aber doch die Auffassung, daß das alte Deutsche Reich und sein Erbe, Österreich, ihm jedenfalls viel näher gekommen sei, als das gewalttätige Preußen. Wie ungleich hier gemessen wird, braucht nicht erst durch eine Sündenliste der habsburgischen Machtpolitik erhärtet zu werden. Das Kaiserreich Österreich wird als «wirkliche Völkergemeinschaft», als «Vaterland aller Völker im Donauraum» gepriesen. Folglich sind — obschon Freiheit der höchste Maßstab ist — die deutschen Burschenschaften, ein ungarischer Freiheitsheld wie Kossuth, dann auch Andrassy, ferner die Italiener, die sich gegen Österreich wandten und die Freiheit Italiens wollten, Rebellen und Revolutionäre. Kosch bleibt uns die Erklärung, was seine «Freiheit» noch sein soll, schuldig.

Besonders bedenklich sind die zahlreichen Verzerrungen, ja Fälschungen des Sachverhaltes. Friedrich der Große habe das alte Deutsche Reich zertrümmert. Bekanntlich existierte es faktisch schon 1648 nicht mehr, infolge der völlig einseitigen österreichischen Hausmachtpolitik, die die Habsburger seit dem 14. Jahrhundert getrieben hatten. 1813 soll Metternich die Koalition gegen Napoleon zustande gebracht haben. Bekanntlich zögerte er am längsten, bis er losschlug. Einerseits tritt der Verfasser für eine bundesstaatliche Einheit Deutschlands ein, andererseits verlangt er die Aufnahme aller, auch der nichtdeutschen Untertanen Österreichs in diesen Verband. Auf diese Weise wäre allerdings so etwas wie das Hitlerreich von 1940 schon im letzten Jahrhundert geschaffen worden.

Die wichtigste These lautet: «Preußens Einmarsch 1866 in Österreich, Preußens Unterstützung der italienischen Aggressoren sowie der ungarischen Revolutionäre, die Spaltung der Donau-Monarchie und ihr drohender Zerfall, ja selbst die spätere Bildung der Entente und die Entstehung des ersten Weltkriegs stehen in einem ursächlichen Zusammenhang, denn mit der Erschütterung und Schwächung des mitteleuropäischen Zentrums in Wien wurde im gleichen Maße das europäische Gleichgewicht und der Weltfrieden bedroht» (S. 93). Daß gerade Bismarck, so gut wie früher Metternich, von einem starken mitteleuropäischen Zentrum aus von 1871 bis 1890 den Frieden gesichert hat gegen die österreichischen Expansionsgelüste im Balkan, wird verschwiegen. Vielmehr wird behauptet, Bismarck habe 1877 Österreich-Ungarn zum militärischen Einschreiten gegen Rußland ermuntert. Das Gegenteil ist wahr: er hat den Frieden zwischen Österreich und Rußland erhalten. 1878 habe Bismarck durchgesetzt, daß die Donau-Monarchie Bosnien und Herzegowina okkupiere. In Wahrheit wurde das schon 1876 zwischen Österreich und Rußland direkt vereinbart. In Berlin sei nach einer Bemerkung Roggenbachs die Weltmacht England nie gewürdigt worden. In Wahrheit erklärte Bismarck 1889, «es sei von vitaler Bedeutung für das Reich, daß die britische Macht erhalten werde», «Englands Stellung und Ansehen in Europa dürfe nicht geschwächt werden» (Ernst

¹⁾ Wilhelm Kosch: Preußen vor dem Richterstuhl der Geschichte. Wächter-Verlag, Nymwegen 1945.

Gagliardi, Bismarcks Entlassung II, 1941, S. 46 und 47). Hat dieser Richter die Akten studiert?

Brauchbar mag die Schilderung der Alldutschen und der daraus erwachsenden Hitlerbewegung sein. Wenn letztere aber nur die Wirkung der preußischen Geschichte war, dann kann kein Nationalsozialist zur Verantwortung gezogen werden. Wo Ursachen am Werke sind, gibt es keine Freiheit, also auch keine Verantwortlichkeit. Derartige «Ursachenforschung» fängt sich in ihrem eigenen Netz.

Die Verantwortlichkeit der neuesten deutschen Geschichte wird gerade dann klar, wenn gezeigt wird, welches Kapital an Ansehen, Sicherheit, Friedensbereitschaft, das Bismarck geschaffen, von seinen Nachfolgern vertan worden ist.

Leonhard v. Muralt.

Le zéro et l'infini

Etwas ganz besonderes und eigentümliches unterscheidet dieses schon berühmt gewordene Buch von der unendlichen anti- und prokommunistischen Literatur: es ist das Eindringen in das verborgene Wesen des bolschewistischen Kommunismus, der Weg zur Entdeckung einer gewissen Metaphysik des Kommunismus. Denn es ist klar, daß Materialismus und Atheismus eine besondere Metaphysik bilden, daß Kommunismus ein neues Wertssystem offenbaren — und den Massen eine neue Religion geben will ¹⁾.

Der größte Fehler, der dem Europäer und Amerikaner das Wesen des Bolschewismus *verdeckt und entstellt*, ist die Ansicht, daß der Kommunismus nichts als ein Wirtschaftssystem, eine Staatsform, oder eine politische Partei bilde. Gewiß tut er das alles, aber es ist bloß seine Peripherie, seine Erscheinung.

Der letzte Sinn des Systems läßt sich vor allem als eine absolute Umwertung aller Werte andeuten, oder, besser gesagt, als eine *Entwertung* aller bisher gekannten, religiös-geheiligten Wertsysteme, und vor allem unserer Hierarchie der Werte, die unserer christlichen Kultur zugrunde liegt. Im Dialog mit dem verhafteten Kommisär Rubascheff entwickelt sein Untersuchungsrichter Ivanoff eine Reihe von Verneinungen, aus denen der Sinn der Entwertung spricht:

«Sympathie, Gewissen, Abscheu, Verzweiflung, Reue und Sühne — alles dies ist für uns widerwärtiger Unfug, ein Bordell von metaphysischen Gefühlen».

«Mitleid ist das größte Laster und das gefährlichste Gift. Unsere besten Schriftsteller und Dichter, vor allem Tolstoi und Dostojewsky, sind von diesem Gifte vernichtet worden. Bis zum 40. oder 50. Jahr waren sie echte Revolutionäre. Dann aber wurden sie vom Mitleid zerfressen».

«Die größte Versuchung für Leute, wie wir es sind, ist, dem Zwange abzusagen und zu bereuen. Ihr ist die Mehrheit der großen Revolutionäre zum Opfer gefallen, von Spartakus bis Danton und Dostojewsky».

«Die Stimme des Gewissens muß zum Schweigen gebracht werden.»

Aus den zitierten Negationen tritt uns eine unheimliche Mystik entgegen, eine Mystik mit negativen Zeichen: es gibt keine heiligen Tabu, keine mystischen Verbote mehr, der Vater der Lüge und des Mordes hatte Recht, dieselben endgültig abzuschaffen. Damit ist der heilige Wert der Persönlichkeit prinzipiell entwertet, sie ist nie Selbstzweck, immer bloß Mittel. Das Selbst, das Ich, ist bloß eine «grammatische Fiktion», nur das Kollektivum ist eine Realität. Das Ich ist ein «zéro», das Kollektivum ein «infini». (Daher der französische Titel des Buches: «Le zéro et l'infini».)

«Ich kann die Vermengung der Ideologien nicht annehmen» — sagte Ivanoff denjenigen, die an die Möglichkeit einer Versöhnung des Kollektivistischen und bürgerlich-liberalen Standpunktes glauben — «es gibt nur zwei Konzeptionen der Moral, und sie sind einander polar entgegengesetzt. Die eine von ihnen ist christlich und humanitär, sie erkennt das Individuum als Heiligtum, das den mathematischen Gesetzen nicht unterworfen ist. Die andere Konzeption geht vom Prinzip aus, daß der *kollektive Zweck alle Mittel heiligt* und nicht nur erlaubt, sondern fordert, daß

¹⁾ Arthur Koestler: *Le zéro et l'infini*. Calmann-Levy, Paris 1945. Die englische Ausgabe trägt den Titel: *Darkness at noon*. The Macmillan Co., New-York 1946.

das Individuum dem Kollektivum in jedem Sinne unterworfen und aufgeopfert werden soll. Die Kommune darf das Individuum zu jedem Experiment, gleich einem Kaninchen, gebrauchen, oder als ein Lamm opfern. Die erste Moral ist *anti-vivisektionistisch*, — die zweite: *vivisektionistisch*. Dilettanten und Schwätzer haben immer probiert, beide zu vermengen. In der Praxis aber ist dies unmöglich, und derjenige, der die Verantwortung und die Last der Macht tragen muß, wird sofort einsehen, daß er zu wählen hat, und er wird gezwungen, zur zweiten Konzeption zu kommen».

Nun tritt uns jetzt die fundamentale Voraussetzung, das Hauptprinzip des ganzen Systems, klar entgegen: es ist die unheimliche Maxime, «der Zweck rechtfertigt die Mittel», alle Mittel ohne Ausnahme: Mord, Lüge, Tyrannei, Inquisition. Besser gesagt: jede Handlung wird nur durch technische Zweckmäßigkeit bestimmt. Das ist eben das Prinzip der antichristlichen Zivilisation (oder des totalitären Industrialismus), im Gegensatze zur christlichen Kultur. Der Aufbau des industriellen Produktionsapparates, wie auch des bürokratischen Machtapparates ist eine *rein technische Aufgabe*; und «Industrialisation» ist das Alpha und Omega des Kommunismus.

Wenn wir aber noch weiter fragen: was ist *der Endzweck*, der diese Mittel fordert, was ist der letzte Sinn dieser fieberhaften Aktivität, welcher eigentlich nie ausgesprochen wird, so kommen wir zu folgender Antwort: der Endzweck ist die Unterwerfung der Natur und des Menschen unter einen einzigen konzentrierten Machtwillen, Beherrschung der Menschenmasse durch Beherrschung der materiellen Masse. Über diesem Endzweck steht *nichts*, es gibt nichts heiliges, nichts göttliches, dem man noch unterworfen wäre, es gibt keinen Gott und darum ist für den, der Macht hat, *alles erlaubt*. Diesen metaphysischen Sinn des atheitischen und materialistischen Kommunismus hat eigentlich Dostojewsky zuerst entdeckt. Er ist nirgends tiefer ausgedrückt, als in diesem Worte: «Die Macht will ich dir alle geben und ihre Herrlichkeit. Denn sie ist mir übergeben und ich gebe sie, welchem ich will!»

Zu diesen Grenzbegriffen gelangt auch der von beiden Bolschewisten geführte Dialog, wobei auch Dostojewskys Schatten erscheint, sowie die Erinnerung an die Versuchung: «Die Versuchungen Gottes sind immer gefährlicher gewesen, als diejenigen Satans», sagt Ivanoff. Seiner Ansicht nach gehören die größten Verbrecher der Geschichte nicht zu der Art eines Nero und Fouché, sondern zu derjenigen eines Gandhi, Tolstoi und Dostojewski.

Die Aktualität des Buches besteht in dieser Gegenüberstellung zweier Weltanschauungen, besser gesagt, zweier Welten, die das ganze Leben der Natur und des Menschen umfassen und bestimmen. Der Gegensatz wird zu den letzten Prinzipien reduziert und jede weitere Verständigung als unmöglich erwiesen, denn: *de principiis non est disputandum*. Dieser kontradiktorische Gegensatz bildet die Tragik unserer Epoche. Es ist gar nicht der Gegensatz von Kapitalismus und Sozialismus, wie es die Massenslogane behaupten; schon darum nicht, weil es zwei Sozialismen gibt, die auf beiden Seiten stehen. Autonomie und Heteronomie, Erziehung zum Selbst und Entselbstung, Befreiung und Versklavung, Liebe und Haß — das sind die Gegensätze, mit denen man beginnen muß, um in die Tiefe des Konfliktes hineinzusehen. Die Scheidung geht durch alle Schichten der Kultur: durch die Wirtschaftsorganisation, die Staatsform, die Sitte, die Kunst, die Philosophie und die Religion. Das beginnen nun auch schon praktische Leute, Politiker und Diplomaten zu verstehen. Und dieses Buch kann vieles geben, um in die andere, unbekannte, hinter dem «eisernen Vorhang» und noch viel tiefer sich versteckende Seite hineinzudringen. Dort wird die esoterische Sprache geredet, die auswärts nirgends gebraucht werden darf.

Pierre Toerne.

English Thought in the 19th Century

Dieses von Prof. Dr. Otto Funke unter dem Titel: *Geistige Strömungen im 19. Jahrhundert* in untadeliges Deutsch übersetzte Werk ist im Verlag Francke in Bern als neunte Nummer der *Dalp*-Sammlung erschienen. Die Sammlung ist nach dem Gründer des Francke'schen Verlagshauses benannt und bringt eine Reihe wissenschaftlicher Abhandlungen, die sich ebenso sehr zur raschen Orientierung für den

Fachmann eignen, wie für die Einführung des Uneingeweihten in eine Anzahl verschiedenartiger Wissensgebiete. Dieser Absicht der Herausgeber, populäres Wissen im besten Sinne des Wortes zu vermitteln, wird das Buch von *D. C. Somervell* voll und ganz gerecht. Die Quellen sind mit Umsicht und Sorgfalt gewählt; der Autor holt nicht zu weit aus und wirkt nicht trocken oder abstrakt. Nach Möglichkeit werden die neuen Strömungen auf ihre geistigen Urheber zurückgeführt, die dem Leser nicht als bloße Verkörperung von Ideologien vorgestellt, sondern auch menschlich nahe gebracht werden. So rundet sich das Bild vieler dem Leser weniger bekannten Persönlichkeiten zu lebensvoller Anschaulichkeit.

Eine Entwicklungsphase im Geistesleben eines Volkes nach Jahrhunderten abzugrenzen, hat naturgemäß etwas Gezwungenes an sich, auch dann, wenn, wie das bei der Königin Viktoria der Fall war, eine ungewöhnlich lange Regierungszeit in den ersten Tagen des neuen Jahrhunderts zum Abschluß gelangt. Richtiger wäre es wohl, als untere Grenze der neuen Epoche das Jahr 1789 und als obere das Jahr 1914 anzusetzen. Nicht mit Unrecht sind die Jahre zwischen dem Tode der Königin Viktoria und dem Ausbruch des ersten Weltkrieges als der Todeskampf des 19. Jahrhunderts bezeichnet worden.

Wie geschickt Somervell seinen Gegenstand anfaßt, mag das Kapitel über Jeremy Bentham illustrieren, der durch einen Ausspruch des Naturforschers Priestley: «The greatest happiness of the greatest number» so beeindruckt war, daß er sein ganzes Lebenswerk in den Dienst dieser einen Idee stellte, einer möglichst großen Zahl von Mitmenschen Glück zu verschaffen. Nun wird im einzelnen nachgewiesen, wie dieser Gedanke für alle Publikationen Benthams und seiner zahlreichen Jünger richtunggebend wurde und in den Gesetzesreformen jener Zeit seinen Ausdruck fand. Viel gefährlicher als diese Philosophie war Benthams Ansicht, daß jeder Mensch seine Interessen am besten selbst beurteilen könne. Sie führte in England zur «laissez faire policy» und enthob die Regierung der Pflicht, sich der Armen in wirksamer Weise anzunehmen.

Vom Utilitarismus und Liberalismus führt der Autor zur kirchlichen Erneuerung und zu den Verfechtern des Evolutionsgedankens. Aber auch die literarischen Werke Viktorianischer Zeit werden ausgiebig zum Vergleich herangezogen. Mit besonderer Liebe verweilt Somervell bei Charles Dickens, dessen Bedeutung für die soziale Besserstellung der Armen und Hilflosen nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Der letzte Teil des Buches beleuchtet den Imperialismus, der in den 90er Jahren zu einer populären Gefühlswelle wurde und in R. Kiplings wohlbekanntem Schlager «The Soldiers of the Queen» typischen Ausdruck fand. Zu gleicher Zeit bereitet sich aber in England eine neue Gesellschaftsordnung vor, in der der Sozialismus eine entscheidende Rolle spielt. Die Labour Party wird gegründet, die Fabian Society ins Leben gerufen, eine bescheidene Delegation von Vertretern des Arbeiterstandes zieht ins Unterhaus ein und mit stets wachsendem Erfolg werden die sozialen Übelstände bekämpft.

Auf vieles, sehr vieles, möchte man in diesem gehaltvollen, klar geordneten und anregenden Buche noch aufmerksam machen. Es eignet sich wie kaum ein zweites als Grundlage für das Studium zeitgenössischer englischer Geschichte.

Wilhelm Pfändler.

Schatten über deutscher Musikkultur

«Schatten», «Nacht» — es ist bezeichnend, daß die deutschen Titel der beiden hier besprochenen Bücher heute vor allem auf Dunkel hinweisen, wo jahrzehntelang edelste Früchte menschlicher Kultur reiften¹⁾. Die schönsten Erinnerungen sind in Finsternis versunken. Die Traditionen und viele der großen oder lieben Menschen, die ihnen Leuchtkraft gaben, sind tot. Der Felsen, der uns Widerhall zurückwarf, ist zertrümmert. Die Reinheit von Idealen sogar wird heute verlacht oder beschmutzt. Wohl enthalten beide Bücher neben traurigen auch viele heitere Erlebnisse. Aber wer sie z. T. miterlebte, muß mit Wehmut fühlen, welcher Ab-

¹⁾ Friedelind Wagner: Nacht über Bayreuth. Deutsche Ausgabe des mit Page Cooper herausgegebenen «Heritage of fire». Hallwag, Bern 1946.

grund uns von jenen Zeiten trennt. — Noch hören wir Winifred und *Friedelind Wagner*, als Mutter und Tochter endgültig voneinander Abschied nahmen. Wenige Jahre sind seither verflossen, aber die Welt schaut anders aus. Doch gerade jetzt müßte versucht werden, dieses «andere» endlich zum Guten zu wenden. Genug der Kriege und des Hasses! Leider bestehen aber die Ursachen der ewigen Uneinigkeit zwischen Menschen und Völkern weiter; die egoistische Gier nach Besitz und Macht, Stolz und kleinliche Eitelkeit scheinen unausrottbar. Immer wieder spaltet sich der selige Naturzustand; aus den von Sonne und Gold herrlich durchleuchteten grünen Wogen des Rheins erhebt sich der lustgierige Alberich (zum harmonisch-friedlichen Es-Dur-Akkord tritt eine Dissonanz) und die über zahllose Enttäuschungen und Qualen immer wieder bis zur Götterdämmerung führende Tragödie beginnt stets von neuem. So kann Friedelind mit Recht sagen, ihr Großvater habe mit prophetischer Klarheit das Leid unserer Zeit vorausgesehen. Man könnte ergänzen: jeder Zeit. Sie fügt bei: «Hätte Hitler den Ring des Nibelungen mit Verstand gelesen, würde er sein eigenes Schicksal vorausgesehen haben».

Wir haben schon vor dem Krieg mehrmals betont, wie sehr zu hoffen wäre, daß die Führung des Dritten Reichs sich das Trauerspiel der Vertragsbrüche genau ansähe; wir fragten während des Krieges, ob jene Führer aus Wagners Werken anderes herausläsen als Erlösung der Menschen durch Mitleid. Eindringlichste Lehren in den vorgeblich so geliebten Werken verhallten ins Leere; Hitler zu sagen, Wagner habe die Heiligkeit der Verträge betont, hatte nicht mehr Wirkung, als wenn man über einen im Fluß schwimmenden Hecht ein Glas Wasser gösse. So hätte es wohl auch wenig gefrommt, wenn Friedelinds Auseinandersetzungen mit dem Nationalsozialismus schon beizeiten und nicht erst von Amerika aus erfolgt wären. Sie übersieht manche ihr unbequeme Ansicht ihres Großvaters. Schlimmer scheint uns, daß die tiefe Erschütterung, wie sie der Verlust eines geliebten Menschen für den Einzelnen oder ein furchtbarer Krieg für ein ganzes Volk erzeugt, Friedelind fremd geblieben ist. Sie wirft zwar mit Recht den Nationalsozialisten vor, sie hätten die stets Liebe und Mitleid kündenden Werke ihres Großvaters nicht verstanden. Hat Friedelind selbst sie beachtet? — Ihr Buch spricht lieblos von ihrer besorgten Mutter. Wohl muß sie zugeben, diese habe Richards, Cosimas und Siegfrieds Werk «heroisch weitergeführt». Sie erkennt ferner, daß «das Nachkriegsdeutschland ... brennend einen Menschen herbeisehnte, der dem deutschen Volke einen Weg aus seinen Wirren zeigte». Auch die zur Deutschen gewordene Frau Wagner ersehnte das; daß sie überdies staatliche Hilfe für Bayreuth annahm, um ihr Wirken heroisch weiterführen zu können, ist ihr nicht zu verargen. Ihre ältere Tochter aber verargt es ihr, obwohl auch sie solche Hilfe nicht hätte abweisen können. Wie Friedelind als Kind das Wesen von Freiheit und Demokratie auffaßte, geht fast allzu deutlich aus der Schilderung ihrer Schulzeit hervor. In der vierten Klasse schon «verwandte ich weniger Zeit auf meine Schulaufgaben, als darauf, die Lehrer zu ärgern». Das aber empörte sonderbarerweise ihre arme Mutter, die sich sogar Bestrafungen erlaubte; «sie erreichte aber nur, daß es zu verbissener Feindschaft zwischen uns kam». So erinnert sich also Friedelind, daß sie schon als Achtjährige «Mutters ewiges Sorgenkind» war. Ihre Mutter hatte neben dieser größten noch andere Sorgen genug. Die Schwägerinnen betrachteten sie als Außenseiterin, und vor allem die leidenschaftliche Daniela von Bülow suchte offen und geheim ihr Wirken zu erschweren, «was Mutter sehr kränkte». Zeitungsfeldzüge sabotierten ihr Wirken, empfindliche Dirigenten wühlten gegen die verantwortliche Leiterin; niemandem konnte sie es bei bestem Willen und unermüdlichem Schaffen recht machen. Was tut Friedelind? «Ich nützte die Lage aus und machte alles, nur nicht meine Schulaufgaben».

Ein Herr *Konta*, der im «*Volksrecht*» der «Nacht über Bayreuth» eine lange, begeisterte Besprechung widmete, möchte das Buch mit dem Untertitel «Mein Kampf» versehen; er bewundert die geniale Friedelind und nennt ihre Mutter «Unfriedelind».

Auch wir halten Friedelind für hochbegabt; im Gespräch und in Briefen brach oft geniale Anlage durch. So ist es ihr zu gönnen, daß der Umschlag ihr Bild über dem Schattenriß Richard Wagners zeigt. In Amerika wird sie sich auch noch Fleiß und Disziplin angeeignet haben. Aber man erweist dem Mädchen und der jetzigen Nacht über Bayreuth keinen Dienst, wenn man kindische Trotzeinstellung als demo-

kratische Frühreife beschönigt und Beschuldigungen gegen Frau Wagner und Bayreuth weiterverbreitet, die einfach nicht wahr sind. Auf die Werke und ihre künstlerische Darstellung hatten die nationalsozialistischen Größen nie den geringsten Einfluß; ihrem Geschmack und ihren allfälligen Wünschen trat Frau Wagner kühn und erfolgreich entgegen, wie sie auch zahllose Verfolgte, Arier und andere, rettete. Dazu brauchte es mehr Mut als zur Emigration. Kennt man die treue Liebe Richard Wagners zu seiner Mutter, so ist man nicht ganz einverstanden, wenn Friedelind erklärt, sie sei aus gleichen Gründen wie ihr Großvater freiwillig zur Emigrantin geworden. Vielleicht dürfen wir urteilen, denn wir waren in Bayreuth schon neun Jahre vor Friedelinds Geburt und noch im zweiten Jahr nach ihrem Verschwinden.

Es hängt mit der menschlichen Unfreiheit zusammen, daß ein nach dem Krieg in Amerika geschriebenes Buch gewisse Züge überbetont, andere aber verschweigt. Page Cooper mag auch noch sein Bestes getan haben, die englische Ausgabe sensationell zu färben. So wurde der Abschied zwischen Mutter und Tochter stark dramatisiert. Kleine Unrichtigkeiten sind belanglos (von Bülow «machte die Klavierauszüge» von Wagners Musikdramen; unseres Wissens nur von «Tristan und Isolde»); manche mögen der Übersetzerin Lola Humm unterlaufen sein, die z. B. nicht weiß, daß die Trauermusik nach Siegfrieds Tod kein «Marsch» ist.

Auch das Buch von *Berta Geissmar* ²⁾ ist nicht frei von Druckfehlern und versteift sich z. B. darauf, Brunnhilde zu schreiben. Nur ein u statt eines ü. In einem so ehrlichen und zuverlässigen Werk erwartet man völlige Korrektheit. Frl. Geissmar hat weit mehr Grund als Frl. Wagner, den Nationalsozialismus zu verurteilen. Es geschieht durchaus maßvoll, haßerfüllte Verzerrungen fehlen. Gerade auch Bayreuth und Frau Wagner treten sympathisch hervor. Zwei, drei spannungsvolle Jahrzehnte der Musikgeschichte mit allen ihren Größen und Scheingrößen werden lebendig. Von der leidenschaftlichsten Kunst, der musikalisch-dramatischen, fallen auch immer Streiflichter auf Geschichte und Politik. Musik erscheint als besonders wichtiger Teil der Kulturgeschichte. Während sogar in der neutralen Schweiz noch heute ein großer Teil der Presse ideale Leistungen Bayreuths — ohne sie zu kennen — fast im gleichen Ton bespricht wie Konzentrationslager (jener Herr Konta sagt z. B., Bayreuth sei systematisch entehrt und in die Abgründe des Untermenschentums gezerrt worden), urteilt die verfolgte Nichtarierin Berta Geissmar aus eigener Anschauung z. B. über «Lohengrin»: «Das ausgezeichnete Zusammenwirken erstranger Sänger, des Festspielorchesters und der vereinten Chöre der Berliner Staatsoper und Bayreuths wurde unterstützt von großartigen Bühnenbildern und meisterhafter Regie. Bei der Bayreuther Premiere soll Hitler zu Tränen gerührt gewesen sein. Er ging hinter die Bühne, um jedem der Mitwirkenden die Hand zu reichen. Übrigens war dies die Ausstattung, die Hitler dem Royal Opera House Covent Garden zur Coronation Season zum Geschenk hatte machen wollen».

Geradezu spannend lesen sich etwa die besonders von Salzburg aus beobachteten Geschehnisse in Österreich 1938. Die verzweifelten inneren Wirren erschienen B. Geissmar als der beginnende Todeskampf einer Nation. Sie spricht eine oft vergessene Wahrheit mit dem Satz aus: «Historische Geschehnisse brauchen ihre Zeit, um objektiv gesehen zu werden». Man vergleiche dazu eine Erkenntnis Friedelinds: «Hinterher weise zu sein, ist immer einfacher als vorher». Nun, sie war es ja glücklicherweise von Anfang an.

Beide Werke eignen sich aufs allerbeste zum Vorlesen. Eltern und Kinder werden zahlreiche interessante Bekanntschaften erneuern. Das reife, abgeklärte und das jugendlich-leidenschaftliche Buch ergänzen sich vortrefflich.

Die Ausstattung ist würdig. Freilich wurden die dem Wagnerbuch beigegebenen Bilder schon oft veröffentlicht; schade, daß die sehr schöne Aufnahme fehlt, die 1936 Friedelind und ihre sanfte Schwester Verena Arm in Arm mit dem freundlich lächelnden Hitler zeigt.

Die Nacht über Bayreuth könnte sich wohl einmal noch in Dämmerung und Tag wandeln, wenn Friedelind mit Hilfe ihrer amerikanischen Freunde und des

²⁾ Berta Geissmar: Musik im Schatten der Politik. Von der Verfasserin bearbeitete und ergänzte deutsche Ausgabe des 1944 und 1945 in vier Auflagen erschienenen «The Baton and the Jackboot». Atlantis, Zürich 1946.

«zweiten Vaters Toscanini», dem sie neben ihrem eigenen Vater ihr Buch widmet, ihrer Familie helfen und für das entwürdigte und beraubte Bayreuth Aufbauarbeit leisten würde. Zurzeit soll dort ein anderer Enkel R. Wagners, der bei uns wohl-bekannte Dr. Franz Beidler, Besprechungen pflegen. *Karl Alfons Meyer.*

Besinnung auf Gotthelf

Wie *Karl Fehrs* frühere Studie über die «Schwarze Spinne» geht auch die vorliegende Schrift von der mit Wärme vorgetragenen Überzeugung aus, daß Gotthelfs rätselhafte Größe weder mit der Kategorie des Archaischen noch mit rein ästhetischen Maßstäben begreifbar ist, sondern nur als bewußtes Zeugnis eines zuletzt christlich-religiösen Geistes, und daß daher gerade heute eine Besinnung auch auf Gotthelfs Lehre am Platze ist ¹⁾.

Die erste der drei hier vereinigten Studien verfolgt die erzieherischen Energien Gotthelfs im Biographischen und Ideellen; sie geht besonders — wie es schon Th. Flury und R. Tanner getan haben — auch den Beziehungen zu Pestalozzi nach und zeigt, wie die Befreiung des göttlichen Ebenbildes im Menschen das letzte Ziel der erzieherischen Arbeit ist. An den beiden Erbvetter-Novellen verfolgt Fehr darauf die christlich-humane Idee des Maßes bei Gotthelf, die er, vielleicht etwas unvermittelt, mit der Haltung mittelalterlicher Dichter parallelisiert. Den Schluß bildet eine Untersuchung jenes schon von Keller festgestellten episch-homerischen Charakters von Gotthelfs Kunst, anhand des «Annebäbi», jenes «Lebensbuches», das Gotthelfs erzieherische, seelsorgerliche, ärztliche, auf die Gemeinschaft bezogene Dichtung vielleicht am umfassendsten verkörpert. *Max Wehrli.*

¹⁾ Karl Fehr: Besinnung auf Gotthelf. Wege zur Erkenntnis seiner geistigen Gestalt. Huber, Frauenfeld 1946. — Besprechung der Studie über die «Schwarze Spinne» siehe Septemberheft 1943, S. 345. *Schriftleitung.*